

Die Zeitungs-Zeitung für die Provinz Sachsen Landeszeitung für die Provinz Sachsen 1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Bezugspreis monatlich 3 G-M bei zweimaliger Zahlung 2.50 G-M. ...

Halle-Saale

Montag, 3. September 1928

Anzeigerpreis für die Tagesblätter ...

Schuldenregelung vor Rheinlanddrängung

Ankunft des Reichskanzlers in Genf

Nach vorheriger Unterredung mit Stresemann - Heute Beginn der Ratstagung - Die deutschen Vertreter wollen auf Räumung drängen

Zahl, ausserhalb ist. Sodann werden die übrigen sechs Ausschüsse eingeleitet ...

Aufgaben der Deutschnationalen Volkspartei

Organisation und Disziplin der Partei sind nicht Selbstzweck, sondern vorbereitender Aufwand ...

Frankreichs Handelsminister verunglückt

Tödlicher Absturz im Flugzeug

besätzer. Alle fünf Insassen wurden getötet. Flugzeuge von der Bauart des berüchtigten Flugzeuges ...

Heute das Flugzeugquadrat, dem der französische Handelsminister ...

Maurice Bokanowski wurde am 8. August 1879 in St. Barthelemy geboren ...

Ein origineller Selbstmörder

Der Mann im Löwenhäfig — Da die Raubtiere ihm nichts taten, erschloß er sich

Der Biologische Garten in Rio de Janeiro war kürzlich der Schauplatz einer aufregenden Begebenheit. In einem Zerknagelung als der Tierpark voll von Besuchern war, verschaffte sich plötzlich auf ungeklärte Weise ein junger Mann Zugang zu einem Käfig, in welchem sich zwei junge, als wild bekannte Löwen befanden. Das Publikum glaubte an einen Diebstahl und nahm in großer Zahl vor dem Käfig Aufstellung.

Der junge Mensch setzte sich in aller Seelenruhe zwischen die beiden häufig erkrankten Tiere, die jedoch in seiner Weise gegen den Eindringling Stellung nahmen. Sogar als der Mann die Löwen an die Hand, sah sie sich nicht aus ihrer Ruhe bringen, begannen vielmehr ihm Hände und Gesicht als Zeichen ihrer Zuneigung zu lecken. Das Publikum Harste Befall, es glaubte noch immer, einen Dompfener bei seiner außergewöhnlichen und tollkühnen Kunst bewundern zu können, zumal der Mann im Käfig nicht einmal eine Pistole mit sich führte.

Die Bemerkungen der Zuschauer wurde jedoch zur Aufregung, als einer Tierwärter mit Schreien herbeilief und riefen, der Mensch sei kein Dompfener, er sei offenbar wahnsinnig, die Löwen seien nicht abgerichtet und der Mann sei in Gefahr, jeden Augenblick gerissen zu werden. Danach sah es jedoch keineswegs aus; denn trotz Schläge auf die Nase schrien die Lamproben. Wütend als Siebesgeugungen auf und erweiterten sie entsprechend. Auf die Aufforderung der Wärter, fort

fort aus dem Käfig zu kommen, reagierte der Mann nicht; auch die ängstliche Wirtin der umgibtlichen ebenfalls herbeigekommenen Direktors des Tierparks blieb vergeblich. Man schritt man zu seiner gemäßigten Entfernung und die beiden Wärter drangen mit Gabeln in den Käfig.

In diesem Augenblick gab der junge Mensch einen Revolver und trieb damit die Wärter aus dem Käfig hinaus. Dann machte er sich gegen das Publikum, das angestaut zurückwich, weil es befürchtete, daß der offenbar tatsächlich zerrinnig fähigen würde. Dieser erwiderte jedoch, daß er keineswegs mörderisch, wohl aber selbstmörderische Absichten habe. Er habe gehofft, von den Löwen gerissen zu werden, um auf diese Weise den Menschen noch ein ungewöhnliches Schauspiel zu bieten. Nachdem die Raubtiere jedoch aus einem unerklärlichen Grunde augenblicklich sich vor ihm zurückzogen, stellte er sich zu seinem Bedauern gezwungen, auf kanale Weise sich ins erlöste Versteck zu begeben. Im nächsten Augenblick schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Durch den Schlag wurden die Löwen offenbar aus ihrer Ruhe gebracht und vollbrachten an dem Toten das, was der Lebende sich vergeblich bemüht hatte, zu erreichen.

Später wurde bekannt, daß der junge Mensch seinem Leben ein Ende gemacht hatte, weil seine Eltern dem erst 34-jährigen verbotenen hatten, Pilschkauspieler zu werden.

Tragödie eines illegitimen Fürstenjohnes

Tod des Professors Schütte — An der Schwelle des Reichtums gestorben

Wien, im August.

Vor einigen Tagen ist im Sophienhospit Prof. Schütte, 67-jährig an den Folgen eines Schlaganfalls, den er erlitten hatte, gestorben. Der Professor und ehemalige künstlerisch russische Sammler, der im 75. Lebensjahre stand, war ein geborener Wiener und hatte auch hier das Konterbattarium gewählt. Seine Sängerkarriere führte ihn dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an fast alle großen Opern Europas. Längere Zeit war er an der Berliner Roll-Oper und in Leipzig tätig, vorübergehend hat er auch an der Wiener Hofoper auf. Seit der Jahrtausendwende gehörte Prof. Schütte-Garmen zu den ersten Kräften der tschechischen Opern in Moskau und Petersburg, wo er auch den Titel eines Kammerängers erhielt. Bei der Revolution in Russland ließ Prof. Schütte zuerst nach Berlin und begab sich dann zu einem mehrjährigen Aufenthalt nach Paris.

Vor ungefähr Dreieckzeit kam er nach Wien, wo ihn nun unter ungemein tragischen Umständen der Tod ereilte. Seit dem Januar 1927 führte nämlich Prof. Schütte gegen die beiden Vorkämpfer des im August 1925 verstorbenen Fürsten Georges Strichy, die Marquise de Crau und die bekannte Marcellin Schütte Kampf, einen Kampf um das hinterlassene Erbe des Fürsten, das von Sachverständigen mit der Riesensumme von vierzig Millionen Schilling bemerkt wird. Der verlorene Kampf war der ehemalige Kronanwärter der Walachei, über die sein Vater vom Jahre 1848 bis zum Tode von Paris als gebürtiger Fürst herrschte. Durch diesen Rechtsstreit wurde im Jahre 1906 ein unabhängiges Fürstentum Rumänien gebildet, dem auch die Walachei einverleibt wurde, so daß das Haus Strichy seine Herrschaft verlor. Der junge Fürst Strichy zog sich als Privatmann nach Paris zurück und heiratete dann wieder, heiratete 66 Jahre alt, die bekannte Künstlerin Schütte-Hould, die zwei Töchter in die Ehe mitbrachte. Fürst Strichy adoptierte die beiden Töchter und setzte sie zu Linienförlern ein, welche ungeteilt im ehemaligen Donaufürstentum angefallenen Vermögens ein.

Im Januar 1927 erschien vor der ersten Kammer des kaiserlichen Reichsgerichts Prof. Schütte als unehelicher Sohn eines alten Reichsbeamten, des Fürstlichen Hof in der Walachei, so begründete Prof. Schütte seine Ansprüche, war bei der Mutter des Fürsten Georg ein frühe Schütte als Vorleserin tätig. Der junge Bräutigam verließ sich in des Widdens, das seine Stiehmutter erwarb. Es kam zu einem romantischen Heiratsverhältnis, das aber nicht ohne Folgen blieb. Fürstliche Schütte brachte auf der Reise aus der Walachei nach Frankreich in Wien einen Kasten zu, der in der Wiener geistlich-orientalischen Dienstadtstelle gekauft wurde, ohne daß in der Zeit der Kirche als Vater der Name des Fürsten Georg Strichy eingetragen wurde. Prof. Schütte konnte diese seine Angaben auch durch Dokumente belegen. Da die Stiehmutter des verstorbenen Fürsten auf einen dem Präsidenten der kaiserlichen Kammer angelegten Vergleich nicht eingehen wollten, kam es zu einem Prozeß.

Prof. Schütte beschäftigte sich nun seit einigen Monaten damit, in Wien neue Beweisdokumente für die Richtigkeit seiner Angaben zu sammeln, was ihm auch gelungen ist. Er konnte seinen Richter Anwalt eine Bestätigung des Bundesministeriums für Justiz in Wien über die Richtigkeit der Eintragung im Taufregister sowie ein sehr günstiges Rechtsgutachten des Wiener Universitätsprofessors Hofrat Dr. Sperl überbringen. In der Kammer erhob nun Prof. Schütte sein Verlangen, seinen Namen im Schreibe, in dem ihm dieser mitteilte, daß das kaiserliche Gericht auf Grund der neuen Beweisdokumente für den 10. Oktober eine entscheidende Hauptverhandlung anberaumt habe, die für Prof. Schütte Ansprüche über ein günstige Aussehen bieten würde. Über diese Freudenbotschaft hat sich der Kreis nun offenbar so aufgeregt, daß er kurz nach Erhalt des Briefes, von einem Schlaganfall getroffen, bewußlos zu Boden sank. Verhoffte Hilfe erweist sich als vergeblich und Prof. Schütte ist im Sophienhospit, ohne daß Bewußtsein wiedererlangt zu haben, gestorben. Der Verlassene hinterließ aus erster Ehe einen Sohn, der den Erbschaftsprozeß seines unter so tragischen Umständen verstorbenen Vaters fortführen wird.

Generaloberarzt Dr. Hering †



Am 30. August starb in Potsdam Generaloberarzt a. D. Dr. Hering kurz vor Vollendung seines 84. Lebensjahres. Dr. Hering hat sich mit der Gründung des Verbandes freiwilliger Sanitätskolonnen und mit der Organisation der deutschen Roten Kreuzes bedeutende Verdienste erworben.

Ein 103 Jahre alter Böhmer

Wolff Kraus, der Nestor der Böhmer, gestorben.

(Telegraphische Meldung.)

Budapest, 3. September.

Gute ist hier der älteste Böhmer Wolff Kraus im Alter von 103 Jahren gestorben. Kraus war derzeit ein wohlhabender Mann und hat in der Nachkriegszeit sein ganzes, viele hunderttausend Goldtröten betragendes Vermögen durch unglückliche Spekulationen verloren. Er bewohnte die Wirtse bis in die letzten Tage. Da er auch achtundvierzig Jahre geblieben ist, wurde ihm von der Gemeinde Budapest ein Ehrengrab genehmigt.

Eine verirrte Kugel

(Telegraphische Meldung.)

Novorot, 3. September.

Vor einigen Tagen wurde in der Umgebung die Leiche eines 47-jährigen Anaben gefunden, der durch einen Gewehrschuß getötet worden war. Wie nun festgestellt wurde, ist der Anabe das Opfer eines unglücklichen Zufalls. Die Schüsse des Gewehrbesizers Zega aus Nis waren seit

einiger Zeit von zwei großen Alern heimgeführt worden, welche im Viehhof große Beehrungen anrichteten. Der Viehler lauerte mit seinem Gewehr den Alern auf, unglücklicherweise traf aber seine Kugel den Anaben. Zega, der selbst über den unglücklichen Zufall schwer erschüttert war, hat seine Tot gefunden.

Rittsz und Zimmermann gestirbt

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 3. September.

Die beiden Alern Rittsz und Zimmermann sind am gestrigen Sonntag um 6.01 Uhr mit Junkers W 33, einem Flugzeug der Deutschen Verkehrsflieger-Schule, zu ihrem Langstreckenflug nach Osten gestirbt.

Sieben Mieseneindrücke aufgeklärt

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 3. September.

Die Berliner Wälder melden, konnte einer der erfolgreichsten Einbrecher, der 83 Jahre alte Albert Gullst, nach jahrelangen Tücken von der Kriminalpolizei festgenommen werden. Gullst, der noch sieben Jahre Zuchthaus zu verbüßen hat, war im November 1926 bei einer Gerichtsverhandlung in Brandenburg entwichen und blieb seitdem spurlos verschwunden. Wie sich jetzt herausstellt, hat er in der Zwischenzeit bei sieben Einbrüchen für mehr als 300 000 Mark Kleiber und Pelze erbeutet.

Ein Mord nach drei Jahren aufgeklärt

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 3. September.

Die Berliner Wälder melden, ist es der Polizei gelungen, einen Mord, der vor drei Jahren begangen wurde, aufzuklären. Anfang August 1926 verschwand der Altschiffwerker Böhm aus Lohppow im Kreis Landsberg an der Warthe spurlos. Die Polizei hat nun festgestellt, daß Böhm von dem Ehepaar Reichardt, das ihm seine Wohnstube unter der Bedingung abgetreten hatte, ihm bis an sein Lebensende Kost und Wohnung zu gewähren, erschlagen worden ist. Das Ehepaar wurde festgenommen. Nach anfänglichem Beugnen legten beide das Geständnis ab, den alten Böhm erschlagen und die Leiche im Wald vergraben zu haben. An der angegebenen Stelle wurde der Tot dann auch tatsächlich gefunden.

Zwei Beamte lebend verbrannt

(Telegraphische Meldung.)

Wartburg, 3. September.

Auf dem neu angelegten Wälderflugplatz bei Wartburg brannten in der vergangenen Nacht ein aus Holz gebauter Bohrschuppen nieder. In dem Schuppen schliefen. Beide verbrannten bei lebendigem Leibe. Die Feuerwehr konnte nur noch die bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Leichen unter den Trümmern hervorheben. Das Feuer löst durch einen schlagartigen Einbruch entstanden sein.

Der neue Generalstaatsanwalt für Berlin



ift Oberstaatsanwalt Dr. Wilde aus Hannover, der seinerzeit durch den Staatsanwaltschaftsleiter bekannt gemacht ist. Dr. Wilde soll die gesamte Berliner Staatsanwaltschaft reorganisieren und zentralisieren.

420 km Marathonlauf für 40 000 Mark

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 3. September.

Der Sieger des Marathonlaufes bei den olympischen Spielen, der Algerier El Quelli, hat einen fünfmonatlichen Vertrag unterzeichnet, wonach er in Amerika 10 Marathon von 42 Kilometer und eine Reihe von Läufen von 35 Kilometer laufen soll. Er wird hierfür ein Honorar von etwa 40 000 Mark erhalten.

Ein Eisenbahnzug in Finnland entgleist

(Telegraphische Meldung.)

London, 3. September.

Nach Meldungen aus Helsinki sind entgleist an der Spitze finnischen Zuges ein Eisenbahnzug. Die Lokomotive überschlug sich nach der Landung während der Fahrt, der Gepäckwagen und zwei Schlafwagen etwa 10 Meter tief ins Wasser stürzten. Verschiedene Reisende wurden schwer verletzt, doch gelang es allen, sich nach Entlassung der Reisenden durch Schwimmen an Land zu retten.

Ein amerikanischer 7000-Tonnen-Dampfer gesunken

(Telegraphische Meldung.)

London, 3. September.

Wie aus Portland im State Oregon gemeldet wird, ist der 6700-Tonnen große amerikanische Dampfer „Floridian“ mit dem amerikanischen Dampfer „Abnott“ zusammengestoßen und gesunken. Die Besatzung konnte von dem „Abnott“ gerettet werden.

Zwei Tote bei einem Motorradunfall

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 3. September.

Am Sonntag morgen früh 7 Uhr fuhr in rasender Fahrt ein aus München kommender Motorradfahrer mit Begleitern an dem Wahnberg in der Straße Trautwein-Heideberg gegen die geschlossene Schranke. Beide wurden auf dem Wahnberg gefeuert, wo sie tot liegen blieben. Der Motorradfahrer und sein Begleiter wurden von einem zu gleicher Zeit vorbeifahrenden D-Bus eine Strecke weit mitgeschleift.

100 Häuser eingestürzt

(Telegraphische Meldung.)

Bres, 3. September.

In der Gemeinde Gjata in der Nähe von Karlsburg in der Slowakei brach in einem dem Erzbischof Karlsburg gehörigen Gutshof ein Brand aus, der sich in kurzer Zeit auf die ganze Gemeinde ausbreitete und ungefähr 100 Häuser und Kirchen zerstörte. Zahlreiches Vieh, landwirtschaftliche Maschinen und die gesamte Wohnungseinrichtung der Landwirte fielen den Flammen zum Opfer. Der Schaden wird auf ungefähr 5 Millionen Kronen geschätzt, dem nur eine kleine Versicherungssumme entgegengesetzt.

Ein zweiter Brand, bei dem 10 Wohnhäuser niederbrannten, wird aus Kaja gemeldet. Der Schaden ist groß und durch Versicherung nicht gedeckt.

Vom Flugzeug ins Bett



Die lange geplante Vergrößerung des Berliner Flughafens wird jetzt durchgeführt. Der seit fertiggestellte Erweiterungsbau (im Bild) von 110 Meter Länge wird außer neuen Diensträumen für die Deutsche Luftfahrt, die Berliner Flughafen-Gesellschaft, die Flugwehrentwarte und die Wirtse ein Hotel enthalten, in dem die nachst anfallenden Luftreisenden sofort übernachten können.

Unterhaltungs-Beilage

Sie, die ich nicht kenne

Roman von
Clara Raška

124

Copyright by
Deutsche Verlags-
Anstalt - Stuttgart.

Krause Geschichten um die schöne Yvonne.

Auf diese Weise hatten das Messchen und der Kondor die niemals wiederkehrende Gelegenheit verschert, in gute Kreise zu kommen.

Das focht sie aber nicht an. Sie wechselten einen unaussprechlich belustigten Blick; die durchsichtigen Ohren des Messchens zitterten vor Vergnügen, ihre schätzbaren Augendedel klapperten auf und ab. Sie goß mit erstaunlicher Gewandtheit ein Gläschen Kirchwasser hinunter, während Yvonne einen kleinen Tisch aus dem Schlafzimmer holte und neben ihren Sessel stellte.

Die drei rüdten dicht zusammen. Das war so recht eine Mahlzeit für den Kondor, der wegen seines schlechten Magens ja nur schnabulierte.

Von Zeit zu Zeit reichte Agathe, ohne sich umzusehen, stumm und kalt, einen Teller mit zwei zu klein geratenen Stücklein den Glevinnen hin.

Die Birkenzweige von Glendal.

„Ja, sieh mal, der Hans Stöwefand!“ sagte Yvonne, die aus Lohmeiers Kontor kam und ihre Jacke schwenkte, denn es war ein herrlicher Tag geworden.

Die Bäume am Wilt, dieser engen, uralten Straße, reckten ihre Arme so sehnsüchtig, daß sie sich an den Spitzen fast berührten. Es kam wenig Sonne zu ihnen. Ihre Blätter blieben immer ein wenig klein, aber sie zitterten vor Wärme. Der Sommer war hier im Wilt so bald vorüber, da mußte man ihn mit allen Poren einsaugen. Es waren auch nur vier magere Bäume, und die standen vor einem zurücktretenden Hause, das einen ganz schmalen Vorhof hatte.

Hier wohnte die Familie Lohmeier, und im unteren Stockwerk lagen die Büroräume. Da waren der alte Lohmeier und seine zwei Söhne, von denen der jüngste, ein rechter Lustikus, Yvonne fast jeden Tag, mitten in ein Geschäftsstenogramm hinein, irgendeine Karreke diktierte, über die sie beide heimlich lacherten.

Von den Damen Lohmeier war nie etwas zu sehen.

Hans Stöwefand hatte die Bäume, die Fenster und die Haustür schon fast eine Stunde lang betrachtet, nun kam endlich seine Yvonne heraus.

Sie war größer geworden und völlig erblüht. Ihre schlanken, runden Glieder bewegten sich leicht und frei unter dem hellen Sommerkleid.

„Endlich wäre ich wieder da,“ sagte Hans, „da mußte ich Sie doch gleich abholen. In der Nacht gekommen, ein wenig geschlafen und ausgebügelt, und hier stehe ich.“ Sie hatten einander die Hände gereicht und sahen sich frohgemut in die Augen.

Die des jungen Seefahrers schienen ganz hell zu sein, und auch das Haar, das einen silbrigen Glanz hatte, denn seine Haut war tief gebräunt.

„Gut sehen Sie aus,“ sagte Yvonne, und es machte ihr gar nichts, daß sie nie was von ihm gehört hatte; nun er vor ihr stand, war er der alte liebe Kerl.

Hans konnte es nicht über die Lippen bringen, was er von ihr dachte. Er hatte sie Tag für Tag herbeigezaubert, aber sie war ja viel schöner.

„Meine Mutter wäre fast umgefallen, als ich kam,“ sagte er, mit Yvonne weitergehend.

„Manu? Gatten Sie denn nicht geschrieben?“

„Doch, aber die Karte kam erst vor zwei Stunden an.“

„Mit dem Schreiben haben Sie's nicht sehr eilig, was?“

„Ich denke aber sehr viel.“

Yvonne schmalzte ein paarmal mit der Zunge und lachte.

Hans verhielt sich ganz still.

Da sah sie ihn an und wußte, daß etwas sehr Schönes gekommen war.

Sie gingen über den Markt und betrachteten alles so erfreut und eingehend, als ob sie es zum ersten Male sähen.

Blumen, Früchte, Gemüse und wieder Blumen, wohin man blickte. Sie kamen aus all den vielen Gärten der Ebene. Um

wenig Geld konnte man einen ganzen Arm voll haben. Nelken, Rosen, Glodenblumen und Rejeden, Rittersporn und Melei.

Und wenn man meinte, nun könne gar nichts mehr kommen, dann standen sie in langen Reihen auf dem Boden, in warmleuchtende Tontöpfe gepflanzt: Fuchsin, Geranien, Heliotrop und Monatsröschen. Sie drängten sich dicht bis zum Käufer hin, wollten mitgenommen sein, waren so bescheiden, daß das ärmste Jungfräulein sie noch auf sein Fensterbrett stellen konnte.

Und wenn man aufblickte von der seidenbunten Woge, die am Rande des Platzes brandete, dann sah man unter großen, aufgespannten Leinwandschirmen die Marktfrauen in ihrer Burg von Obst und Gemüse stehen. Birnen, Gurken, Kürbissen, hohe Körbe mit Bohnen, gelb und grün, und Kräuter aller Art, daß es eine Lust war.

Tauben liefen zutraulich mit ihren roten Füßchen über das Pflaster. Sie nickten, trippelten, nickten, als hätten sie eine Spirale in dem feinen, grauen Hals. Wie stolz trugen sie ihre buntschillernde Brust, wie flink gingen ihre runden Augen.

Und dann flogen sie, eine ganze Schar, gegen das Goldblau des Himmels und ließen sich auf dem reichen Wildwert der Liebfrauenturke nieder.

Yvonne sah ihnen nach, und die ganze Sommerfestigkeit lag auf ihrem Gesicht.

„Das ist doch schön, daß Sie gerade im Sommer kommen — wir machen jetzt weite Ausflüge. Das Bureau schließt schon um sechs Uhr. Jetzt habe ich je nur wenig Zeit. Eigentlich müßte ich nach Hause laufen.“

Aber sie ging nicht. Sie stand immer wieder vor den riesigen duftenden Sträuchen, und dabei erzählte sie Hans von ihrem neuen Zimmer, dem kleinen Gartenplatz — und er mußte sich alles ansehen.

Dann fielen ihre Blicke in die Schaufenster der niedrigen alten Läden hinein.

Lauter treuherzige, sonnenwarme Dinge. Stübe von Vast, von Rohr, von breiten Spänen, mit flachen, hohen Deckeln, ganz simpel zusammengesägt, nur um so eine Last Blumen darin zu tragen, wie Yvonne sie an ihre Brust drückte, oder reißes Obit.

Leiterwagen für Kinder, kleine Heuwagen und bemalte Pferde, ganz dorb, mit flachen Köpfen, ein Roßhaarbüschel im Hinterteil.

Alles so drollig, irdisch und warm.

Hans, der ein Jahr lang unter Männern gelebt hatte, war ein wenig unbeholfen und sehr, sehr glücklich.

Er begleitete Yvonne zum Mühlendrink. Er meinte, er könne ja gleich warten, wenn sie nur kurze Zeit fortbliebe, aber da sah sie ihn an, als müsse sie über all der Herrlichkeit erst einmal ein wenig zu sich selbst kommen, und so reichte er ihr die Hand und ging.

Von diesem Tage an gab es keine freie Stunde, die Yvonne nicht mit Hans verbrachte. Sogar der junge Lohmeier fing an, ihre Sätze zu diktiertieren, wie: „weim man auf der grünen Bank am Fluße sitzt, glaubt man, kein Mensch könnte durch die Wäpfe sehen, aber man hört bisweilen einen Ton, als wenn eine Auh ihren Fuß aus einer Pfütze zieht.“

Nun, das war eine Dreistigkeit, denn etwas Derartiges war niemals zu hören, aber Yvonne sah gerne mit Mutter Stöwefand und Hans auf der Bank hinter den Feuerzillen — von Büschen konnte gar keine Rede sein —, und Wilm Lohmeier schoß des Abends mit ein paar Freunden in einem Regattabot vorüber denn sie trainierten, und es konnte sein, wie es wollte, er sah zu ihr hin und zog ein närrisches Gesicht.

Hans hatte es bemerkt.

Als er sie nach Hause brachte — der junge Lohmeier hatte an diesem Abend sogar gemist und gewirkt, denn sie hatten die Muder gerade eingezogen —, bat er Yvonne, einen Umweg mit ihm zu machen.

Yvonne wußte, was er ihr sagen wollte, und das war ihr von Herzen lieb, denn Hans sollte nicht glauben — ja, was sollte er eigentlich nicht glauben? Sie hatte das niemals in Worte gefaßt, alles war nur Gefühl, ein sehr zartes und inniges Gefühl, das man nicht berühren durfte. —

„Meine liebe Yvonne,“ sagte er, denn sie waren in der kurzen Zeit ganz vertraut miteinander geworden — „meine liebe Yvonne . . .“ und es war vorerst schwer, andere Worte zu finden. Sie gingen zwischen hohen Gartenhecken, durch deren Türen rechts und links stumme, glühende Sommerpracht leuchtete.

Keines Menschen Stimme war zu hören, denn die Gärten lagen ganz abseits, vor dem Tore, fern vom Strom, an dem jetzt die vielen Tanzlokale sich rüsteten, die Lichtergirlanden zu entzünden.

„Du hast mir einmal gesagt, daß du einen Gymnastien gelüßt hast. Es war mir sehr schwer, das zu hören.“ Er nahm ihre herabhängende Hand. „Aber jetzt wäre es mir noch viel schwerer, wenn ich wüßte, daß du mit diesem und jenem spielst.“

„Du denkst wegen dem Vohmeier, dem Windhund?“
„So? Er ist ein Windhund?“ Hans beugte sich vor und lächelte.

„Ja, was kann ich dazu, wenn er immer Unfinn macht,“ und sie erzählte von seinen Diktaten — doch nicht ganz genau. Sie sprach lange und lebhaft, um sich mit einer Wehr zu umgeben, denn der Duft aus den Gärten und die Sonnenwärme, die zwischen den Hecken stand, hatten etwas Verlockendes, dem sie am liebsten ihre Arme weit geöffnet hätte. Es girpte leise und zärtlich aus dem satten, prangenden Laub, und bisweilen mußten sie einen Zweig zur Seite biegen oder dicht nebeneinander gehen, denn allerlei Rankenwerk wollte sie einfangen.

Hans sah immerfort auf ihren Mund. Er fühlte es längst, daß Wilm Vohmeier nicht einmal ein Zipselchen seiner Yvonne feil hielt.

Sie gingen immer langsamer, und Yvonne erzählte nur noch, damit Hans ihr Herz nicht hörte. Ganz einfältige und trockene Sachen erzählte sie, die gar nichts mit dem Sommerabend und ihrem warmen, jungen Blute zu tun hatten.

Da blieb Hans stehen, umschloß ihr Gesicht mit beiden Händen, und sagte: „Jetzt geht es nicht mehr,“ und er küßte sie so, wie er es sich in hundert Nächten heiß gewünscht hatte.

„Hat dich jetzt schon jemals ein Mann geküßt?“ sagte er, als Yvonne ihm noch hingerrissen an der Brust lag.

„Nein, niemals — nur du.“

„Und nur mich, hörst du es, Yvonne, nur mich darfst du küssen —“ und weil sie unfähig waren, viel zu sprechen, so sagten sie sich alles in der einen Sprache, die mitten aus dem Herzen kommt und keine Worte braucht.

Servette und das Unterlehrerpaar sahen es nicht ungern, daß Yvonne Hans Stüwehans Freundin war.

Man sprach nicht von einem Verlöbniß, denn Hans mußte ja bald wieder fort, aber sie galten doch stillschweigend als einander versprochen, und das war gut so, denn nun würde Yvonne nicht mehr suchen und tändeln und ins Blaue hinein mit irgenbeinem Menschen auf und davon gehen.

Marie nahm ihre junge Schwester sogar beiseite und sprach von ihrer Verantwortung und von ihren schönen Pflichten.

„Schöne Pflichten?“ sagte Yvonne, und sie dehnte die Worte ganz ungebührlich und höchst erstaunt. „Wenn es mit Pflichten losgeht, dann kann man schön einpaden. Schön ist nur, was blüht und strömt und gar nicht anders kann;“ und als ihr diese Worte kamen, ganz ähnlich denen, die der Mann in der Kaserne gebannt hatte, da sah sie die ganze Welt von goldenstem Gelb übertrahlt, und sie sagte eilig und unvermittelt, ihrer Schwester Arm umfassend: „Hast du schon mal Ananas gegessen? Wenn du es noch nie getan hast, dann mußt du es mal versuchen. Es schmeckt und riecht wie — wie soll ich nur gleich sagen —“ sie ließ den Arm los und sah entzündet in die Luft hinein, „ja, wie Lebensfülle, wie das Ganze, weißt du, das Köstliche — Honig gehört aber auch irgendwie dazu.“

„Wenn man dich nicht kannte, Yvonne, dann sollte man wirklich oft denken, du wärest ganz verdreht. Was soll das nun wieder heißen?“

„Oh, nicht.“ Yvonne sah lächelnd vor sich hin. „Es fiel mir nur so ein. Glaubst du nicht, daß Vater uns mal Ananasbowle ansetzt? Hier in der Laube?“

„Vater — uns? Aber Yvonne! Wo denkst du hin?“ „Ja, wo denke ich hin. Das magst du wohl sagen.“ Sie ließ davon.

Sie wollte zum Fluß und mit Hans nach Mlental gehen, immer stromaufwärts. Es war herrlich! Sie hatten sich ausgedacht, daß nur die bequemen, ergebenen und träumenden Menschen mit dem Fluße gehen mögen, sie aber, sie wollten jähren, gegen den Strom, es sollte brausen.

Es war gar nicht mehr so lange Zeit, dann fuhr Hans wieder auf seinem heimatischen Meere, das auch ihr eine große Melodie sang, in der nichts von Trennung und Trauer war. Sie liebten es gemeinsam. Jedes gab sein ganzes Gefühl an die Liebe des anderen hin.

Die Kraft ihrer Herzen war so ungebrochen, daß sie Leid nicht einmal ahnten. —

Sie hielten sich umfaßt und gingen über den Wiesenpfad, und kam ein Schiff stromauf, dann jubelten sie und gingen eine ganze Weile neben ihm her, und glitt es talabwärts, dann schauten sie sich nicht einmal nach ihm um, denn es kam ihnen müde und alt vor.

Es dauerte sie nur, daß in diesem Sommerglanz kein Sturm herbrochen konnte, gegen den man ankämpfen mußte.

Alles war viel zu wenig, viel zu eng für sie, und Yvonne meinte, nur ein einziges Mal möchte sie sich wie ein Vogel über das ganze Land schwingen und wäre es nur, um jeden Fleck Erde zu sehen, auf dem sie so unfähig glücklich gewesen waren. Sie könne es sich nicht anders vorstellen, als daß sie alle zu Rosenwundern würden.

„Aber jetzt gehen wir durch den Birkenwald von Mlental, den du doch gar nicht kennst, meine Yvonne, und wir gehen weiter, und da gibt es einen Platz, der wird der allerhöchste für uns sein, aber frag mich nicht.“

Das hätte er gar nicht zu sagen brauchen, denn Yvonne fragte niemals. Sie wollte nur wissen, was sich von selbst wie Blüten vor ihr öffnete. —

Der Wald war wunderbar weiß, ganz wie aus einem Märchen. Es gab da eine Allee, wenn man an der hinunterfah, dann verwirrte sich der Blick. Jeden Augenblick konnte etwas Seltsames herbrochen. Alles stimmerte.

Ein großer Rabe flog vor ihnen her. Er zog weite Kreise, setzte sich auf einen schwankenden Ast, so daß er sich federnd zur Erde bog, und kamen sie näher, dann erhob sich der Rabe und zeigte weiter den Weg. Das Grün floß von oben seidig hinab.

„Warst du noch nie im Wald von Mlental?“ fragte Hans immer wieder, und es war so wie damals, als er sie fragte, ob sie je einen Mann geküßt hätte, nur daß in seinen Liebtsungen jetzt all die Wünsche von tausend einsamen Stunden brannten. —

Der Wald veränderte sich. Sie schritten über Buchenlaub und Moos. Die Stämme waren glatt und grau, mit samtenen, schwarzgrünen Streifen, und die Sonne legte schön gegagte, breite Wandertafeln vor sie hin. Immer dichter standen die Bäume, und dann kam ganz unerwartet eine goldene Wiese, mit vielen Blumenköpfen und blühenden Gräsern.

Jenseits, fast im Walde verborgen, war eine Jagdhütte. Nicht mehr als ein Unterstand.

Sie gingen hinein.

Hans war früh am Morgen im Wald von Mlental gewesen und hatte die ganze Hütte mit Birkenzweigen ausgeschlagen. Sie setzten zur Mitte hin ihre Köpfe.

Sier und da drang Sonnenlicht durch die Bretterwand und spann einen leuchtenden Streifen durch das Grün. Der Türöffnung gegenüber war ein breites Lager von Streu.

Hans stellte einen Birkenbusch vor die Tür, durch die die ganze Wiese hineinfiel. „Ich bin nur mehr sechs Tage bei dir und dann müssen wir uns für eine lange Zeit trennen,“ sagte er. Draußen kstete ein Pirol, die Vienen summten über den Blumenköpfen. —

Sie waren nun jeden Tag unter den Birkenzweigen von Mlental. Doch als sie das letzte Mal im Dämmern über den Wiesenpfad gingen, stromabwärts, da war es, als zögen starke und dunkle Fäden sie heimlich in ein Tal hinein.

„Bergiß mich nicht, meine Yvonne,“ sagte Hans, „es wird mehr als ein Jahr dauern, bis ich heimkehre. Behalte mich lieb, wie du mich heute lieb hattest.“

Und Yvonne umschlang und küßte ihn.

Als sie am letzten, schon einsam gewordenen Wirtsgarten vorüber kamen, setzten sie sich noch einmal ganz dicht beisammen, denn in der Nacht mußte Hans abreisen, um den Ozeanfahrer zu erreichen. Dies war ihre letzte Stunde.

„Es wird mir furchtbar schwer,“ sagte Hans, und sein braunes Gesicht sah fahl und ernst aus, als strömte alles Blut in sein junges Herz, das sich vor Abschiedswel kaum fassen konnte. „Ich fürchte immer, du bist nicht dieselbe, wenn ich zurückkomme.“

Yvonne war nicht fähig, Leid zu tragen, solange seine Arme sie umfingen. „Ich liebe dich, ich werde dich immer lieben,“ mehr sagte sie nicht.

„Du gabst mir damals die Blumen, ich will dir auch etwas geben.“ Er nahm das große, altmodische Eisenbeinemedallion von ihrem Hals. Es hing an einem schwarzen Samtband.

Hans öffnete es, nahm das Bild ihres Vaters heraus und gab es ihr. „Steck es ein, hier soll nur ein Andenken von mir sein, und du mußt es immer tragen. Wenn es dir bei Lage nicht möglich war, dann trag es nach. Sieh her, meine Yvonne —“

(Fortsetzung folgt.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Roman auf Beilagen kostenlos nachgeliefert.

Tanzen und heiraten ist dasselbe

Ein Erlebnis aus dem Innern Brasiliens

von Fritz Bernau.

Da sitze ich mit einem dicken Kopf, voll trüber, trauriger Gedanken. Ausgerechnet ich soll heiraten und noch dazu diese Brasilianerin. Alle anderen Wünsche läßt sie in mir wach werden, nur nicht den einen, ein Ehemann zu werden. Und wie komme ich überhaupt dazu, vor den Traualtar geschleppt zu werden? Gerade nur weil sie und ihre Familie es wollen. Nein, nein und dreimal nein! Lieber lasse ich alles im Stich und reisse bei Nacht und Nebel aus.

Monatelang sitze ich nun schon in dieser Einöde, ich weiß gar nicht genau, wieviel hunderte von Kilometern von der letzten Bahnstation entfernt. Tagein tagaus, die Arbeiten bei den großen Wasserleitungsanlagen in dieser wasserarmen Gegend. Am Tage das Gewimmel und Gelärme dieser von weiß bis schwarz in allen Farbenschattierungen spielenden Arbeiter. Das Getöse und Raseln der Maschinen; Lastautos, die Material und Proviant heranbringen, wirbeln ununterbrochen Staub auf.

Und abends, da sitzt man im Freien oder in der erstikend heißen Baracke, um in Whisky oder anderen Alkoholien Trost und Vergessen zu suchen. Und erst der Sonntag, der Tag der Arbeitsruhe, er wird zur Qual, denn nichts ist da, um die Gedanken abzulenken.

Dann es da verwundern, wenn junge Menschen Abwechslung und Zerstreuung suchen? Und unser Vergnügen war ja so harmloser Natur. Nachmittags sattelten wir unsere kleinen lammfrommen Gänse, um in den nächsten Ort zu reiten, der immerhin drei Reistunden weit lag. Dort gab es eine Art Gasthaus, wohin auch sozujagen die Honoratioren des Städtchens kamen.

Gastfreundlich und entgegenkommend, wie der Brasilianer im Innern des Landes dem Ausländer gegenüber ist, lud uns einer dieser angesehenen Ortsinwohner ein, ihm die Ehre zu geben und ihn in seinem Hause zu besuchen. Eine Zurückweisung der Einladung hätte eine Verstimmung nach sich gezogen, die man in dieser Gegend besser vermeidet. Also nahmen wir die Einladung mit Dank an.

Und der nächste Sonntag kam. Wir hielten vor dem großen, mit einer schattigen Terrasse umgebenen Haus. Auf unser Händeklatschen erschien der Hausherr, uns mit einem Schwall von Worten und Liebenswürdigkeiten begrüßend. Vom Hausherrn geföhrt, traten wir in die dämmrige „Sala“, den Empfangsraum des Hauses.

Ein großes Vorstellen beginnt. Die ganze Familie war anwesend. Drei junge Männer, die Söhne des Hauses; eine alte und eine junge Dame, die Hausfrau und Tochter. Nach endlosen Höflichkeitsformeln, bei welchen die Versicherung, daß sein Haus immer das unfrige sei, eine große Rolle spielte, fordert uns der Hausherr auf, Platz zu nehmen.

Nach und nach erschienen noch andre Leute, junge Mädchen, Männer und Frauen des Ortes. Man erzählte, scherzte und lachte. Der Hausherr bot zu Ehren der Gäste lauwarmes Bier und süßen Kuchen an. Ein altes verstimmtes Klavier stand im Zimmer, die Tanzlust erwachte. Alles schleifte und hüpfte, so gut es eben gehen wollte, über den roten Ziegelfußboden.

Unter allen anwesenden Schönen schien mir die Tochter des Hauses noch die Anziehendste zu sein. Der Teufel muß es gewollt haben, daß Tanzen dieses Mädchens sagte mir mehr zu als das Gedrehe ihrer Geschlechtsgenossinnen. Aus einem Tanz wurden mehrere.

Der nächste Sonntag. Wieder erscheinen wir und tanzen. Und wieder ein Sonntag, das gleiche Spiel wiederholt sich. Daß ich die Tochter des Hauses öfters zum Tanze führe als andere, erscheint mir eine selbstverständliche Sache, ich denke mir nichts dabei.

Und nun naht das Verhängnis. In einer Tanzpause nimmt mich einer der Brüder freundschaftlich am Arme. Ich traue meinen Ohren nicht und doch höre ich die Worte:

„Nun, mein Freund, wann gedenkst du meine Schwester zu heiraten?“ Ist das Ernst, ist's Scherz? Ich — meine Schwester heiraten? Ja warum denn? Ich habe ja nie diese oder eine ähnliche Frage an das Mädchen gestellt. Was soll ich antworten?

Nun heißt es diplomatisch sein und die Frage mit einer Frage beantworten. „Ja, mein Freund, wie kommst du nur dazu, mich zu fragen, ob und wann ich deine Schwester heiraten werde?“

„Oh, das ist sehr natürlich. Dein öftmaliges Tanzen mit ihr hat jedermann überzeugt, daß du für das Mädchen Interesse hast, jedermann im Orte spricht schon davon. Da du doch sicherlich meine Familie und meine Schwester nicht kompromittieren und in ein schlechtes Gerüchte bringen willst, so ist es

nun wohl hoch an der Zeit, deine Werbung vorzubringen. Ich als dein Freund bin gerne bereit, sie dem Vater zu übermitteln.“

So also steht die Sache! Tanzen und heiraten ist hier dasselbe! In meiner Not stottere ich etwas vom nächsten Sonntag zu heute schon zu spät sein. Besonders warme Händedrücke werden mir beim Abschiednehmen zuteil und wiederholt muß ich mein bestimmtes Erscheinen für nächsten Sonntag zusichern.

Wir reiten durch die Nacht nach Hause. Mein Kollege, der schon viele Jahre im Lande ist, Leute, Sitten und Gebräuche kennt, muß mir Rat schaffen. Und statt das Ganze als einen üblen Scherz hinzustellen, muß ich folgendes hören:

„Leider habe ich nicht bemerkt, daß Sie mit der Hausdchter öfters tanzen als mit anderen, denn sonst hätte ich Sie gewarnt. Aber hier zu Lande wird jeder Ihr Benehmen so auffassen, daß Sie durch das öftmalige Tanzen den Wunsch ausdrücken, das Mädchen zu heiraten. Die Sache ist sehr ernst. Sagen Sie nein, dann betrachtet das die ganze Familie als schwerste Beleidigung, als eine Schandung ihres guten Rufes, als eine Entehrung der Tochter. Die Brüder werden alles daran setzen, den Schandfleck rein zu waschen und — ein Menschenleben zahlt hier nicht. — Ein Nein bezahlen Sie mit Ihrem Blute. Es gibt nur zweierlei, Heiraten oder Fliehen.“

Die Luft in der heißen Baracke erstickt mich fast. Wegen einiger Längchen zu viel ein mir wesen- und artfremdes Mädchen zu meiner Frau zu machen? Mein Leben lang eine aufgezwungene Würde mit mir zu schleppen, wo in der Heimat so viele süße Mädchen sind. Nein. — — — Und darum muß ich heute Nacht fliehen. Bei Nacht und Nebel heißt es reiten, — reiten, so lange das Pferd laufen kann, um die Station, die Eisenbahn und das Schiff zu erreichen. Fern nach dem Süden des großen Landes soll es mich bringen, denn bei uns zu Hause ist Tanzen und Heiraten Gott sei Dank noch lange nicht dasselbe.

Leben! Leben!

Durch den stillen, dunklen Wald
Geht ein ahnungsvolles Rauschen,
Wie ein heimlich Liebetauschen,
Das im Herzen wiederhallt.

Selige Sommer-Mondesnacht,
Fern die Welt mit ihrem Jagen,
Wie aus längstvergangnen Tagen
Kommt die Ruhe, lind und sacht.

Doch so lang Du bist erwacht
Auf der lebensstrum'nen Erde —
Spüre Du ein ewig Wehde —
Einmal kommt die lange Nacht . . .

Überall ein Reizen, Wehen,
Klingen, Werben, jäh Umfängen,
Sehnen, Glücken, lebend Wogen.
Sieh', das ist das heiße Leben!

Raste, um mit neuem Mut
Heinzulehren in das Leben,
Augen hell zu kühnem Streben,
Herzen weit und frisch das Blut.

Müß' die Zeit im Reiznen, Wehen,
Herbst folgt auf des Sommers Pracht;
Einmal hier nur Dir sie lacht.
Lieben, Schaffen, das ist Leben!
Ludwig Heilbronn.

Die tägliche Frage

Frage: In Wassersportberichten liest man oft etwas von einem „Riemenzweier“. Warum sagt man statt Ruder Riemenzweier?

Antwort: Das Wort Riemenzweier ist eigentlich die richtige Bezeichnung für das Ruder. Im Lateinischen heißt das Wort remus und ging dann als remen in die deutsche Sprache über. Ruder hat sich, beeinflusst durch das englische „rubber“, aus dem Verbum rudern entwikkelt. Man sollte eigentlich sagen: man rudert mit Riemem (nicht also mit Rudern). In England bezeichnet rubber das Steuer bei größeren Schiffen oder die kleine Schaufel, mit welcher kleine Boote (Kanufel) gleichzeitig vorwärts bewegt und gesteuert werden. Das englische row und das deutsche rudern gehen beide auf alte teutonische Wörter zurück. Im Jahre 726 hieß es in England: roor statt row.

Der verbrecherische Gedanke

Novelle von Otto Wilhelm Beise.

„Herr Untersuchungsrichter — ich weiß, Sie haben kein Urteil zu fällen, es ist nicht Ihres Amtes, Dinge, die mit dem Gesetzbuch nicht zu fassen sind, zu verfolgen. Aber — haben Sie die Güte — nein, die Gnade, mich anzuhören. Es ist doch vielleicht möglich, daß es eine Sühne vor der Welt, daß es eine Strafe gibt. Es muß möglich sein. Sonst gibt es kein Recht auf dieser Erde und alles ist nur Schein und Trug. Und ich will Recht, Recht und Strafe. Ich halt's ja nicht mehr aus — so ertrag' ich es nicht mehr!“

„Wollen Sie mir nicht aber wenigstens erst einmal . . .“
„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen. Verzeihen Sie, wenn ich etwas wirr durcheinander spreche. Lassen Sie mir Zeit, eine halbe Minute Zeit. Sie sollen alles, alles erfahren. Lassen Sie mich noch einmal daran denken, wie alles gekommen ist. Und achten Sie nicht auf meine Tränen — es geht vorüber. Nur — es ist so entsetzlich schwer.“

Wie es gekommen ist? Herr Richter, glauben Sie mir — dies ein wenigstens glauben Sie mir, — daß ich das Mädchen, das dann meine Frau wurde, sehr, sehr geliebt habe. So geliebt, wie nie einen Menschen vorher. Aber nein, das stimmt schon wieder nicht. Einmal, lange Jahre bevor ich heiratete, kannte ich eine andere; Sonja hieß sie und war eine Russin. Sie war meine große Leidenschaft. Wir verließen uns, Herr Richter, nicht wahr? Wer hat sie nicht einmal gehabt, diese große, flammende Jugendliebe? Man heiratet sie gewöhnlich nicht — es kommt immer etwas dazwischen. Auch bei Sonja war es nicht anders. Sie hatte mich wohl sehr gern, aber ihr Vater verheiratete sie — nein, verkaufte sie — an irgend einen reichen Kaufmann oder Bankmenschen in gewissen Jahren. Denn der Vater stand vor dem Bankerott und Sonja war eine gehorsame Tochter. Wir haben uns beide darin gefunden, Sonja und ich, schließlich — woran gewöhnt man sich nicht? Und dann, viel, viel später heiratete ich Ellen und vergaß Sonja. Oder ich glaubte wenigstens, sie vergessen zu haben. Sah sie auch nie mehr; sie mußte wohl die Stadt verlassen haben.

Ellen war nicht so schön wie Sonja, gewiß nicht, obgleich sie nicht häßlich war. Aber sie war so demütig, so heischelb, so treu. Und auch klug. Sie lächeln, Herr Richter? Aber es war so, wie ich sagte, es war ganz gewiß so. Und ich war so glücklich, ich hatte keinen Wunsch mehr. Ein treues, liebes Weib, ein Zubause, keine Sorgen — ist das nicht ein ewiger Feiertag?

Es war eine glückliche Ehe — ein schändlicher Verleumder, wer das Gegenteil behauptet. Wir hatten keine Kinder, leider, so sehr wir uns danach sehnten. Und es ist möglich, daß wir noch glücklicher gewesen wären, wenn uns das Schicksal diese Freude beschied hätte. Aber vielseltig wären wir übermütig geworden. Man kann es nicht wissen. Und es mag sogar sein, daß diese leise Trauer, die doch immer noch der Hoffnung Raum gab, uns noch inniger aneinander schmiedete. Jedenfalls lebten wir sieben lange, stille und friedliche Jahre zusammen. Dann wurde Ellen plötzlich krank — irgendeine rätselhafte und undefinierbare Krankheit. Ich sparte kein Geld — aber was hilft das? Es war keine Krankheit, die sich auf den Menschen wirt wie ein Feind — es war ein furchtbares, langwieriges Siedtum, ganz ohne Aussicht auf Besserung.

Haben Sie schon einmal einen Baum, irgend eine Pflanze gesehen, die auf rätselhafte Art plötzlich zu verkümmern und einzugehen beginnt? So war es mit meiner Frau. Erst hustete sie bloß, dann verlor sie ihre frischen Farben, wurde faßl und blaß, das Gehen fiel ihr immer schwerer, schließlich konnte sie sich nicht mehr vom Bett erheben. Wochenlang lag sie so, wurde immer apathischer, zuletzt nahm sie fast keine Nahrung mehr an. Der Arzt hatte mich bereits darauf vorbereitet, daß es sich nur noch um Tage, höchstens um Wochen handeln könne. Dabei immer geduldig, immer ein Lächeln auf den Lippen, zerquälten Rippen, wenn ich in ihrer Nähe war.

Ich ging fast gar nicht mehr aus — wenn sie ein paar Stunden in einen Schlaf fiel, der einer Ohnmacht gleich, sah ich im Nebenzimmer und bewachte ihren Schlummer.

Und dann — ja, an einem dieser Tage, da es dem Ende entgegen ging, klingelte es. Ich hatte das Mädchen zur Apotheke geschickt, ein Schlafmittel zu besorgen, und ging selbst öffnen. Da stand vor mir — Sonja! und war noch schöner, noch hinreißender geworden. Ich erschrak sehr, alle Erinnerungen tauchten wieder aus jener Tiefe empor, in der sie so lange geschlummert hatten, und mein Herz schlug wild und stürmisch. Ich wurde bald blaß, bald rot, und der Boden schien mir unter den Füßen zu weichen. Ich führte Sonja in mein Arbeitszimmer, das neben dem Schlafzimmer lag, und sie erzählte, daß ihr Gatte vor einem halben Jahre gestorben und daß sie jetzt reich und unabhängig und frei sei. Dabei lächelte sie mich an und ihre Lippen leuchteten so rot wie das Leben. Und ich sagte

ih, daß ich verheiratet sei, seit vielen Jahren — und dann wurde sie plötzlich ganz blaß und lächelte nicht mehr und ihre Rippen waren faßl und farblos.

Dannals glaubte ich, bei dem allmächtigen Gott, ich glaube es, daß es nur Mitleid sei, was mich veranlaßt, sofort, als ich ihr Erblassen sah, leise hinzuzusehen — ganz leise: Aber meine Frau ist seit langem krank — sie liegt jetzt da drüben . . . im Sterben. — Und dann standen wir beide sehr rasch auf, und ich begleitete sie hinaus und küßte ihre schöne, weiße Hand zum Abschied. Sie streichelte sanft, gedankenvoll meine Haare und war fort, ehe ich noch ein weiteres Wort zu sagen vermochte.

Ich ging nicht ins Schlafzimmer, sondern setzte mich an den Schreibtisch und flüsterte den Namen Sonja wohl tausend Male vor mich hin, formte ihn mit den Lippen und malte ihn mit den Fingern auf die Tischplatte. Und nicht einmal dachte ich an Ellen, diese ganze Zeit, bis das Mädchen kam mit dem Pulver. Da mischte ich den Schlaftrunk zurecht, um meiner Frau einige Erleichterung zu schaffen, falls sie inzwischen aufgewacht sein sollte; denn sie litt fürchtbar, sobald sie wach und bei vollem Bewußtsein war.

Da hörte ich ein Geräusch und ging, das Glas mit dem Schlaftrunk in der von der Aufregung noch zitternden Hand haltend, hinüber. Ich glaubte mein Weib wie immer in halber Agonie in den Kissen liegen zu sehen — aber da sah Ellen aufrecht im Bett und sah mir mit großen, angstvoll aufgerissenen Augen entgegen, während ihre Rippen zuckten und unartikuliert Laute ausstießen und ein wilder Fieberanfall ihre blaffen Wangen mit dem roten Sauch blühenden, jungen Lebens farbte. Die plötzliche Veränderung war schrecklich — am schrecklichsten aber ihre Augen, die sie starr auf mich gerichtet hielt. In diesen Augen lag eine furchtbare, bittere Anklage, lag der Zusammenhang einer ganzen Welt von Glaube, Liebe, Treue. Kein Zweifel, sie mußte jedes Wort gehört haben, das Sonja und ich nebeneinander gewechselt hatten. Und mit der besonderen Empfindsamkeit dem Sterbenden hatte sie wohl auch aus dem Tonfall, mit dem ich gesagt hatte: „meine Frau liegt im Sterben“ ein gewisses Gefühl der Erleichterung und Befreiung herausgehört. Gräßlich . . . gräßlich, dies zu denken.

Scham, Angst, Verzweiflung überwältigten mich ganz. Ich floh in die äußerste Ecke des Zimmers, um diesen starren Augen zu entgehen — stand am Fenster und bemühte mich, in das dämmernde Grau des sinkenden Abends hinauszublicken. Aber die grausamen Augen hielten mich fest, zwangen mich, mein Antlitz der Sterbenden zuzukehren, warfen meinen Kopf herum — und immer noch sah die Frau aufrecht im Bett, ohne jede Stütze, den schmalen, o, so leicht gewordenen Körper gerade aufgestreckt, und ihre Hände waren mir wie abwehrend entgegen gestreckt. Niemand hätte in diesem Augenblick geglaubt, eine Sterbende vor sich zu haben.

Ich hielt das Glas mit dem Schlaftrunk wie ein Geistesabwesender, wie ein Traumwandler noch in der Hand. Ich fühlte ganz genau, was Ellen dachte in diesem Augenblick — daß es Gift sei, daß ich ihr einflößen wollte, um mich ihrer schneller zu erledigen, daß sie mir schon viel zu lange lebte. Es war kein Gift — bei Gott! Es war daselbe harmlose Verabfolgungspulver, das sie zwei, dreimal am Tage zu sich nahm. Aber ich dachte plötzlich, daß es gut sein müßte, für uns beide, wenn diese Augen etwas Schlaf fänden. Ich dachte, daß ich diesen Wid nicht länger ertragen könnte, ohne wahnsinnig zu werden. Da riß ich allen Mut zusammen und näherte mich mit ein paar schwankenden Schritten dem Bett, setzte das Glas an ihre trockenen Lippen. Sie wehrte sich verzweifelt und ihre Lage gab ihr ungläubliche Kräfte. Aber ich bog ihren Kopf zurück, öffnete ihre Lippen mit den Fingern und träufelte die Flüssigkeit tropfenweise in ihren Mund. Die Hälfte ging vorbei, anfänglich — aber als der erste Tropfen ihre Zunge berührt hatte, gab sie ihren Widerstand plötzlich auf. Und kaum war das Glas leer, als ihr Körper sich plötzlich in meinen Armen streckte, ein sanfter Seufzer entwich ihren Lippen, sie fiel schwer gegen meine Brust und war — tot.

Und sehen Sie, Herr Richter, in diesem letzten, allerletzten Augenblick, da ihr Haupt bereits nach hinten sank, verloren die Augen plötzlich jenen Ausdruck von Angst, Vorwurf und Grauen — wurden sie ganz sanft, ja es war der alte, liebe Blick, den ich aus zahllosen Stunden friedlichen Zusammenseins kannte, geläutert nur noch durch ein resillos Verzeihen — und der Mund der Toten lächelte gütig und seltsam.

Gerade das aber war das Allerschrecklichste. Dieses gütige Lächeln, dieser Blick voller Veröhnung und Verzeihung in demselben Augenblick, wo sie glaubte, daß ich sie töte. Diese Verzeihung, diese Güte, dieses Mitleid — sie sind die erbarmungsloseste Strafe für mein Verbrechen, an eine andere Frau gedacht zu haben, während mein Weib im Sterben lag. Lesen Sie Ihre Gesetzbücher — es muß doch eine andere, menschlichere Sühne geben. Verurteilen Sie mich nach der ganzen Schärfe des Gesetzes — nur nehmen Sie diese furchtbare Last, diese entsetzliche Erinnerung von mir. Ich kann ja nicht mehr atmen — mit diesem — Bild vor meinen Augen . . .“